

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher

P a u l S c h m a l z, *Berner Mundartliedli* nach Texten von Hans Zulliger für eine Singstimme und Klavier. Verlag Gebrüder Hug & Co.

Als vor vielen Jahren die Mundartlieder von Jelmoli, Niggli, Andreae und anderen die freudig überraschte Schweiz durchflogen, war es aller glückliche Überzeugung, daß in diesen liebenswürdigen Melodien das Schweizerische, „Alemannische“, aufs Schönste getroffen und eingefangen worden sei. Seither schien diese Weise wieder weitgehend verloren gegangen zu sein. In den „Berner Mundartliedli“ von Paul Schmalz glauben wir nun das verschollene Aroma wieder unzweideutig zu spüren. Es sind ganz einfache, ganz ungespreizte Melodien, richtige „Liedli“, aber immer macht sie eine aparte Wendung reizvoll, immer zierte ihr treuherziges Gesicht ein beseeltes Lächeln, ein heimliches Tränchen, ein hübsches Grübchen. Es sind wirklich heimatliche Liedchen, von denen man am treffendsten sagte, sie wären „Liedchen in Landestracht“. J. B. Hilber.

S i m o n G f e l l e r, „*Eichbücheli. E Wägstrazi Burelättig.*“ 316 Seiten. Verlag A. Franke A.-G., Bern.

Der Eichbüchel ist einer der währschaften, reichen Unteremmentaler Bauernbüöfe. Das Besondere daran: Er wird von Frauen regiert und bildet eigentlich eine Art Matriarchat im Kleinen. Die Hauptfigur ist eine prächtige Großmutter, die später der Frau ihres Enkels die Führung des Hofes überläßt — einer Frau, die sie dem „Buben“ selber ausgeführt hat. — Im Ganzen ein Bild, wie es gar nicht so sehr selten anzutreffen ist in unserem Bernbiet.

Gfeller gelingt die Bezeichnung solch überragender Frauengestalten wie kaum einem anderen unserer einheimischen Zeitgenossen. Denken wir an das „Rötelein“, wie es seine Kinder erzieht, nachdem sein Mann abgeschieden ist, und wie es sich nicht scheut, dem Ältesten auch dann noch eine „Wasche“ zu hauen, nachdem er schon den Kinderkleidern entwachsen ist.

Die Eichbüchel-Geschichte beginnt mit dem Tode der Schwiegermutter. Sie bezahlt die Geburt eines Knäbleins mit ihrem Leben. Ihr Mann, der Sohn der Großmutter, ist auch schon gestorben, und die Erziehung des Enkels wird nun von der alten Bäuerin besorgt. Sie wendet größte Sorgfalt an, um es dem letzten männlichen Sproß so leicht als möglich zu machen. In aller Wohlmeinenheit pflanzt sie in ihm das Gefühl verminderter Tauglichkeit: Er wird inschgefehrt, scheu und nicht recht tüchtig — er gewöhnt sich nicht frühzeitig genug ans Befehlen, Organisieren, Disponieren. Der Hof leidet zwar keinen Schaden, denn die Großmutter ist ja da und sorgt schließlich auch für eine junge Frau, die ebenso tüchtig ist wie sie. So scheint das Weitergediehen des Hofes gewährleistet, und die alte Bäuerin kann ruhig sterben. — Aber der „Bub“ erträgt den Wegfall der Großmutter nicht. Er beginnt leicht zu „hudeln“, und er fängt an zu trinken. Seine Frau kämpft still und erbittert um ihn — aber er bleibt schwach und geht in halbtrunkenem Zustand an einem selbstverschuldeten Unglücksfall zugrunde. Und wieder ist es eine Frau, die tapfer das Heft ergreift und dafür sorgt, daß der Hof das bleibt, was er seit Jahrhunderten war.

Dies ist in groben Zügen die Fabel des Bauernromanes. Sie sagt wenig über die wunderbare Gestaltungskraft und vorbildliche Sprache des Dichters Simon Gfeller. Vor allem kann eine Rezension nicht zeigen, wie die Dichtung das nicht leicht bildhaft zu machende psychologisch-pädagogische Problem dinglich und anschaulich gestaltet. Simon Gfeller besitzt die unverbrauchte Meisterschaft der Darstellung und hat mit seinem neuesten Roman den Beweis erbracht, daß der wahre Dichter auch mit dem Mittel der Mundart subtilste Dinge lebendig machen kann, von denen man bislang glaubte, sie könnten nur in hochdeutscher Sprache behandelt werden. H. B.

D r. N. B e r m e e r, *Tropendoctor. Skizzen aus einem Missionsspital auf Java.* Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

Das vorliegende Werk ist von einem holländischen Arzt verfaßt und durch die Basler Mission übersetzt worden. Noch selten ist ein Buch, das von solch wertvollen Erlebnissen berichtet, in so schlichtem und ansprechendem Ton geschrieben worden; es ist ein Genuß, in den Schilderungen der ärztlichen Erfahrungen bis ins Kleinste nachzuhören zu dürfen und all die Mitarbeiter im persönlichen Kontakt mit dem Arzte kennen zu lernen. Wie schiebt sich dabei die eigene Person des Verfassers in den Vordergrund, der sicherlich — das spürt man — ein selbstloser Helfer und geachteter Chefarzt ist. Wie schlicht und wahr ist sein Bekenntnis zum Christentum, wie ehrlich seine Scheu, das Wort Gottes zu oft im Munde zu führen, wo die Tat und das Herz vor allem sprechen müssen.

Der zartfühlende Arzt vermag uns das Verständnis für das javanische Volk und seine Eigenheiten zu wecken, er versteht es, die vielerlei Hindernisse und Widerstände in der ärztlichen Tätigkeit im Spital begreiflich zu machen, er führt uns vertraulich in Operationsaal, Krankensaal, Poliklinik und Außendienst und läßt uns die Zweifel, die Sorgen und die inneren und äußeren Notlagen beim Kranken und beim Arzt miterleben. Das ist es, was uns den Verfasser menschlich so nahe bringt. Wir beginnen zu ahnen, wie tief innerlich verwurzelt seine praktische Nächstenliebe sein muß.

Die Lektüre dieser Skizzen, wie sie der Verfasser bescheiden nennt, ist spannend, ja packend und nötigt uns unwillkürlich Achtung und Bewunderung für die opfer- und verantwortungsreiche Arbeit im Tropenspital ab. Arzt und Laie in gleicher Weise lesen das schmucke Buch mit innerm Gewinn und großer Freude.

Dr. C. de R.

L i s a W e n g e r, *Ein Mann ohne Ehre.* Morgarten-Verlag, Zürich.

Nur wenigen Schriftstellern ist es vergönnt in voller geistiger Frische bis ins hohe Alter von über 80 Jahren die Feder zu führen. — Lisa Wenger, die uns mit so vielen Werken schon beglückt hat, gedenkt, trotzdem sie mehr als 82 Jahre zählt, noch nicht, sich die wohlverdiente Ruhe zu gönnen. Wenn wir ihren neuesten Roman, „Ein Mann ohne Ehre“, lesen, so können wir uns dessen nur freuen. — In feinsinniger Weise schildert uns die Schriftstellerin das Leben eines Strebers ohne sittlichen Halt. Dieser überkluge, geistreiche, gewandte Othmar Ruscht, dem die Vorlesung alle guten Lobe in den Schoß gelegt hat, mit Ausnahme der Charakterfestigkeit, steigt mühelos zu höchsten Ämtern und Würden, um dann, — durch seine Haltlosigkeit und egozentrisches Handeln und Denken alles zu verlieren. — Basel, Zürich und schlussendlich Berlin sind die Schauplätze dieses in schöner Sprache geschriebenen Romans. Pg.

K a r l E r n y, *Tagebuch eines Stiftes.* Morgarten-Verlag, Zürich.

Aus der seligen Jünglingszeit erzählt uns das „Tagebuch eines Stiftes“. Glänzend hat es Karl Erny verstanden in möglichst einfacher Form und Darstellung — liegt nicht darin eigentlich sein großer Erfolg als Werbe-Berater? — die Leiden und Freuden eines „Stiftes“ zu schildern. Wie überall, findet „Fritz“ auch in „seiner Bude“ angenehme und unangenehme Kollegen; wir lernen das ganze Personal kennen, in ihren Stärken und Schwächen, so einen prächtigen Patron, den man allen Stiften wünschen möchte, den ekligen Bureau-Chef, das anhängliche „Engeli“, Fritzens ersten Schatz, das liebestolle Fräulein Koch, Urseli, das man so rasch liebgewinnt, und viele andere. Wir freuen uns mit an der prächtigen Entwicklung des Kaufmannsjüngers und begleiten ihn durch alle Fährnisse und Widerwärtigkeiten zur glänzend bestandenen Prüfung. Wer jemals eine „Stiftenzeitz“ mitgemacht hat, wird an dem Tagebuch seine helle Freude haben. Pg.